

Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.

Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Unsere Absicht war gewesen, uns hinter die Tiere zu schleichen und die Herde aus der Höhle zu treiben, aber dazu war die Höhle zu eng und die Tiere zu dicht zusammengedrängt. Nach und nach gewöhnten sich unsere Augen an das Halbdunkel und bald konnten wir die Gestalten der einzelnen Seehunde unterscheiden, die in einer einzigen ungeheuren Masse die Höhle füllten und in ihrer Angst einen furchtbaren Lärm machten. Zwischen uns und den Seehunden lag, wie eine kleine Insel, ein Felsblock, auf den Perdosa sprang, um besseren Ueberblick zu haben. Handy Salomon suchte mit den Armen in der Luft, auf die Herde deutend, und schrie irgend etwas, aber es war unmöglich, ihn in dem Getöse zu verstehen.

Wir alle schrien. Aber keiner hörte den andern.

Perdosa's Gesicht verzerrte sich vor Wut. Da stürzte sich ein riesengroßer männlicher Seehund vorwärts, um an uns vorbei zu entfliehen, und die ganze Herde setzte sich in Bewegung, ihm zu folgen. Hätten wir ihn vorbeigelassen, so hätte sich die ganze Herde blindlings hinter ihm bergewälzt, und nichts hätte dem Anprall der schweren Körper standhalten können.

Thraades schlug das gewaltige Tier nieder, und die Herde wich brüllend zurück.

Da kamen Pulz und der Reger, die des Wartens müde geworden waren und ihre Posten verlassen hatten. Pulz und Handy Salomon versuchten, sich durch Zeichen zu verständigen, aber es gelang ihnen offenbar nicht. Unentschlossen standen wir da. Perdosa, auf seinem Felsblock, rollte sich eine Zigarette und zündete sie umständlich an. Thraades stülpte sich auf seine Keule und starrte auf die Seehunde. Der Reger war ein wenig zurückgeblieben. Nun schritt Thraades auf Pulz und Salomon zu und schrie irgend etwas, wurde aber nicht verstanden. Dann buckte er sich, hob einen Stein auf aus dem Geröll und schleuderte ihn in die dichtgedrängte schwarze Masse. Sofort verstanden ihn die anderen. Ein Hagel von Steinen prasselte auf die Tiere nieder, die noch lauter und noch ängstlicher brüllten, es aber nicht wagten, sich auf ihre Feinde zu stürzen. Nur ein einziger Seehund stürzte vorwärts und wurde durch Keulenschläge getödtet, aber keines der anderen Tiere wagte sich hervor, obgleich die Männer Steine schleuderten, so wüchtig und so schnell sie nur konnten.

Plötzlich buckte sich Handy Salomon und sprang mit einem Gebrüll, das das ungeheure Tosen übertönte, mitten in die Herde. Ich sah, wie die Tiere sich noch enger, noch ängstlicher zusammendrückten in ihrer Furcht — sah, wie seine Keule fortwährend emporfuhr und immer wieder

niederfauste — und dann kam auf einmal ein Bogen in die schwarze Masse. Sie bewegte sich vorwärts. Sie stürzte auf uns zu.

Es wurde ein Kampf ums Leben.

Jeder von uns wußte, daß der Mann verloren war, der niedgerissen wurde, denn kämpften Seehunde auch nicht gern, so besitzen sie doch eine furchtbare Waffe in ihrem starken Gebiß. Und die Tiere waren toll vor Furcht. Wir waren mitten in der tobenden, vorwärtsdrängenden Masse. Es blieb uns nichts übrig, als blindlings unsere Keulen rechts und links niederzusenken zu lassen, mit der Wucht, der Schnelligkeit, der fast übermenschlichen Kraft, wie sie nur der Kampf auf Leben oder Tod einem Mann verleiht.

Wie ein böser Traum war es.

Wie ein Kämpfen mit einem grauenhaften, hydraköppigen Antier — denn die Seehunde schienen unverwundbar. Wir wußten nicht, ob unsere furchtbaren Siebestrafen, ob sie verletzten, ob sie töteten, weil immer neue Köpfe um uns auftauchten und immer neue Massen nachdrängten. Fortwährend waren wir in Gefahr, niedgerissen zu werden. Wir stolperten. Wir wichen zurück.

Ich weiß nicht, wie lange der Kampf dauerte.

Ich weiß nur, daß es mir schien, als seien Stunden vergangen. Die Arme waren mir schwer wie Blei; der Schweiß rann mir von der Stirne in die Augen; mein Atem kam und ging mühsam in leuchtenden Stößen; ein scharfer, stechender Schmerz im Knie ließ mich aufschreien, und beinahe wäre ich zusammengefunken. Aber ich mußte auf den Füßen bleiben, koste es was es wolle, denn die drängende, stöhnende Masse da unten war der Tod. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich eine Schußwaffe im Gürtel trug —

Ich riß den schweren 45kalibrigen Kolt hervor und feuerte alle Schüsse mitten in das Gedränge.

Und auf einmal wich die Herde zurück. Ich weiß nicht, ob das Aufklappen und Krachen der Schüsse es war, das die Tiere ängstigte oder ob sie vor Perdosa zurückwichen, der vor der Seite aus, immer noch auf seinem Felsblock stehend, auf sie einhieb, oder ob der mitten im Gang sich aufstürmende Wall von Seehundsleichen sie im Vordringen behinderte — wir hatten plötzlich Luft.

Schwer atmend sah ich mich um. Pulz, Thraades und der Reger standen ganz in meiner Nähe, etwas weiter zurück. Perdosa kauerte auf dem Felsblock. Handy Salomon, der der Herde am nächsten gewesen war, lehnte sich leuchtend gegen die Felswand. Er war mit Blut bedeckt, und seine Kleider hingen in Fetzen an ihm herunter. Uns anderen ging es nicht besser. Aber niemand war schwer verletzt.

So standen wir starr, regungslos da, zehn Sekunden lang vielleicht.

Dann kletterten die Männer, brüllend vor Wut, über die toten Seehunde hinweg und griffen die Herde an. So verängstigt waren die Tiere, daß sie sich nicht länger wehrten, und was nun kam, war kein Kampf mehr, sondern ein Einschlachten; das feigste und brutalste Morden hilfloser

Geschöpfe, das ich je erlebt habe. Ich hatte gelämpft wie die andern, solange es ein Kampf war, aber von dieser Szene wandte ich mich mit Ekel ab. Wie Teufel hausten die Männer. Verdosa hatte die Keule weggeworfen und stach mit der Waffe um sich, die ihm am liebsten war — dem Messer.

Nur der Neger hielt sich abseits und schnitt den wenigen Tieren, die noch zu entfliehen versuchten, den Weg ab.

Ich stand entsetzt da, gegen die Felswand gedrückt, und starrte mit stieren Augen auf das Schlachten, zu müde und willenlos, um dem Morden Einhalt zu tun oder auch nur die Höhle zu verlassen. Dampfer, heißer Geruch erfüllte die Luft. Den Gang entlang rollte ein langsam anschwellendes Bächlein, und hier und dort zwischen den Steinen bildeten sich große dunkle Tümpel schwarzen Bluts.

Während all dieser Zeit hatte das Gebrüll der Seehunde jedes andere Geräusch übertönt. Nun aber wurde das Getöse schwächer und ich konnte deutlich das Klucken und das Geschrei der wütenden Männer hören. Immer beklemmender wurde der dumpfe, heiße Geruch. Immer rascher floß das Bächlein. Eines der noch lebenden Tiere, sinnlos vor Furcht, wälzte sich dicht zu mir heran und ich sah, wie Tränen aus seinen Augen flossen. Das gab mir den Rest. Ich wandte mich und stolperte in dem Halbdunkel zum Ausgang, zu unserem Boot. Dort wartete ich lange. Ein Seehundjunges, keine drei Monate alt, watschelte herbei, brüllte entsetzt auf, als es mich sah, und tauchte ins Wasser — nicht um alles hätte ich dem armen, kleinen Kerl etwas zuleide getan. Dieses Junge allein war von der ganzen Herde am Leben geblieben!

Nach und nach kamen die Männer, einer nach dem andern, tobnüde, hohläugig, schwankend wie Betrunkene, blutig vom Kopf bis zu den Füßen, mit zerfetzten Kleidern, mit zitternden Gliedern. Kein Mensch sprach ein Wort. Als alle ins Boot geklettert waren, stießen wir ab und waren nach wenigen Ruderschlägen wieder im Hellen, im Sonnenschein.

Langsam ruderten wir zurück, wortlos, wie wir gekommen waren. Ganz still saßen die Männer da, als sei die flammende Wut in ihnen ausgebrannt. Handy Salomon neigte fortwährend seine Lippen mit der Zunge — wie ein Tier, das sich die Feizen leckt. Thracles starrte geradeaus vor sich hin aus glanzlosen Augen. Niemand sprach.

Als wir bei der Hütte landeten, stand die Sonne schon tief im Westen. Unser erster Gedanke war: Wasser! Müde schleppten wir uns über den Hügel zu der Quelle, und die Männer warfen sich nach hin und tranken gierig, bis sie nicht mehr trinken konnten. Dann zündeten wir ein Feuer an, aber der Neger weigerte sich, zu kochen.

„Soll ein anderer koch'“, knurrte er. „Hab' genug gekocht an Bord.“

Verdosa, der Mexikaner, der das Holz für unser Feuer herbeigeschleppt hatte, ärgerte sich gewaltig über den Neger und schrie in seinem gebrochenen Englisch:

„Ich gehadt Holz! Ich getan meinen Teil. Wenn ich hadn Holz, du verdammt Nigger müssen kochen Essen!“

Aber der Nigger schüttelte nur den Kopf, und sinnlose Wut packte Verdosa. Er sprang mit beiden Füßen in das Feuer, um die Flammen auszutrampeln, schlenderte das brennende Geäst weit weg, ins Wasser sogar, und brüllte, wenn niemand kochen wollte, so solle auch kein Mensch ein Feuer haben.

Endlich legte sich Pulz ins Mittel.

„Wollt ihr wohl die Mäuler halten, ihr verdamntes Geinidel!“ fluchte er. „Mach' dich ans Kochen, du schwarze Niggerseife — wir müssen doch essen, Narr, einfältiger! Und du läßt das Feuer in Ruhe, Verdosa, sonst Sorge ich dafür, daß du neues Holz hast!“

Mit einem schrillen Schrei stürzte sich Verdosa auf ihn. Pulz war klein, aber behende, und verstand sich gründlich auf die rauhe Art des Kampfes, wie es unter dem Schiffsvolk niederster Klasse Sitte ist. Er empfing Verdosa mit zwei blitzschnellen Faustschlägen; auf die Schläfe mit der Linken, unter das Kinn mit der Rechten. Aber er hatte die richtigen Stellen nicht getroffen. Verdosa packte ihn, und im nächsten Augenblick wälzten sich die beiden, wütend hin und hertrollend, im Sand.

Der Lärm weckte den Neger aus seinem ärgerlichen Ginzbrüten; wie mit einem Ruck schien er zu erwachen

und starrte erschaut auf die Ringer. Dann blickte es böseartig in seinen Augen auf. Er zog sein Messer und schlich sich mit tatenlosen Schritten zu den Kämpfern hin — die Gelegenheit war zu gut, sich an dem Mexikaner zu rächen.

Thracles sah ihn und schrie:

„Weg da! Keine von deinen verdamnten Tricks!“

„Geh' zur Hölle!“ knurrte der Neger.

Thracles sprang auf ihn los, und da packte plötzlich all die Männer eine ungeheure Wut, blind, furchtbar; ein sinnloses Toben, so, wie bei dem Morden der Seehunde in der Höhle. Sie stürzten sich aufeinander. Ohne Grund. Sie hämmerten sich mit Fäusten, und bald blitzten die Messer. In wildem Knäuel wogte es hin und her, in so engem Gedränge, daß ich die einzelnen Personen kaum unterscheiden konnte. Ich stand auf und starrte und lauschte auf das Klucken, auf das dumpfe Dröhnen der Faustschläge, das scharfe Surren zerreißen der Kleider, den klatschenden Brandungston, der in starker Naturgewalt den Lärm der Menschen überhallte.

So gefangen nahm mich die furchtbare Szene, daß ich Kapitän Ezra Selovers Kommen nicht hörte und ihn erst sah, als er dicht an meiner Seite stand —

„Halt!“ tönte seine gellende Falschstimme in den Lärm hinein.

Und diese Stimme, so unglaublich es klingt, hörten die Männer sogar in dieser Sigdehige tobender Aufregung und — gehorchten ihr!

Sie ließen sich los, sprangen auf und wandten die schweißtriefenden Gesichter dem Kapitän zu, halb in Drohung, halb in ängstlichem Gedrücktsein. Nur Thracles sprang vorwärts, als wolle er sich auf den Kapitän werfen — blieb aber wie gebannt stehen unter dem scharfen Blick des Mannes, dessen harte Faust er so oft gefühlt hatte.

„Ich bezahle euch Männer dafür, zu kämpfen, wenn ich es euch befehle — und nur dann!“ sagte Ezra Selover mit starker Stimme. „Was soll der Lärm hier heißen? Was fällt euch ein? Soll ich — — —“

Einen nach dem andern sah er mit stehendem Blick an, und einer nach dem andern senkte schen den Blick vor dem starken Willen dieses starken Mannes. All ihre Drohungen, all die ausgeheckten Nordpläne zerflossen in Nebel.

Knigglisch wie Schulbuben vor dem gestrengen Lehrer standen die Männer da, die mir so furchtbar erschienen waren.

Und dann —

Ich starrte den Kapitän unverwandt an und sah auf einmal zu meinem Entsetzen, wie die Willensstärke aus seinem Blick schwand und ein glanzloser, schwacher, stierer Ausdruck in seine Augen kam.

Auch die Männer mußten die merkwürdige Veränderung gesehen haben und ihre Bedeutung fahlen. Sie drängten sich langsam vorwärts — blieben aber wie angefroren stehen, als die Hand Ezra Selovers sich langsam zu seiner Hüfttasche senkte. Aber statt des gesuchten Revolvers kam die Hand mit — einer Flasche wieder zum Vorschein. In den Gesichtszügen des Kapitans prägte sich nun die gleiche Willensschwäche aus wie in seinen Augen!

Er lächelte — ein lebenswürdiges, dummes trunkenes Lächeln!

„M—macht doch keine Ge—sch—schichten,“ rebete es die Männer in beinahe weinerlichem Ton an. „Seid doch — hic—m—meine guten Jungens — alright, alright. Wollt ihr 'nen Sch—schluck haben? Is 'n verdammt guter Whisky, könnt ihr mir glauben — guter, alter Whis—sch—ky.“

Er stolperte, schwankte und ging mit unsicheren Schritten auf die Männer zu, immer noch blöde lächelnd —

„Bei Gott — der Kapitän ist betrunken!“

Leise sagte es Handy Salomon, flüsternd.

Aber alle hörten ihn und alle verstanden, was er meinte.

Kein Wort mehr wurde gesprochen — kein Signal war nötig. Gleichzeitig, wie auf Kommando, stürzten sie sich auf ihn. Einen Augenblick noch zeichnete sich die schwankende Riesengestalt Ezra Selovers scharf ab gegen den Abendhimmel — dann wälzten sich brüllende, tobende Gestalten an der Stelle, wo er gestanden hatte, Messer blitzten. Ich hörte ein leises Aufstöhnen.

In einer Minute war alles vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kriegskost und die jungen Mütter.

Von Schwester Lotte Miller, Leiterin der Mütterhilfe. Berlin.

Es ist nicht nur von Interesse, sondern auch von Wichtigkeit, die Einwirkung der Kriegskost auf unser Volksganzes festzustellen. Mit unseren heranwachsenden Kindern in gleicher Linie stehen unsere jungen Mütter. Für sie ist, dank der Lebensmittelkartenregelung, die auch dem Kinde vom Tage der Geburt das volle, den Erwachsenen zugeteilte Maß gewährt wurde, gut vorgesorgt. Ich habe in meiner Arbeit, als Leiterin eines Heimats für junge werdende und gewordene Mütter viel Gelegenheit, die Einwirkung und den Einfluss der Kriegskost auf diese zu beobachten. Meine Schützlinge gehören zu 85 Prozent der arbeitenden Volksschicht an, wenn auch über 60 Prozent von diesen nicht direkt Arbeiterinnen, sondern in Stellung waren und demnach beschäftigt wurden und in der Regel besser genährt wurden, als eine Arbeiterin sich nährt. Immerhin fühle ich mich berechtigt, hieraus und aus meinen sonstigen Beobachtungen einen Schluss auf die Allgemeinheit zu ziehen.

Im ersten Kriegsjahre habe ich eine Veränderung durch die damals entstandenen Ernährungswechsel überhaupt nicht bemerkt. Gesundheitszustand von Mutter und Kind blieben gleichmäßig günstig wie in Friedensjahren, die Mütter konnten in gleichem Kräftezustand der Vorjahre von den Entbindungsanstalten, meistens 5—7 Tage nach der Entbindung, zu mir, in unser Heim. Damals konnte auch die von mir als zweckmäßig erkannte und eingeführte Heimkost fast unverändert gegeben werden. Sie ist aus bestimmten Nahrungsmitteln, die besonders einweiß und fettreich sind und somit für junge Mütter und ihre von ihnen genährten Kleinen die notwendigen aufbauenden Stoffe enthalten, zusammengesetzt.

Ich denke in einem anderen Aufsatz darüber Näheres zu berichten.

Im zweiten Kriegsjahre brachten wirtschaftliche Veränderungen auf dem Arbeitsmarkte eine größere Zahl Arbeiterinnenmütter zu uns. Bei ihnen konnte ich vielfach eine Unterechnährung durch Mangel guter Vorkostung feststellen, und zwar in den weitaus meisten Fällen durch unzureichende Ernährung.

Unterechnährte Mütter blieben in der Regel 6—10 Tage in der Klinik und waren auch nach dem Wochentage anfälliger, als ich das sonst beobachtet habe. Jedoch war ihre Pflege eine besonders dankbare Arbeit, da sie und ihre Kinder vorzüglich gediehen, trotzdem unsere Kost sich, den Verhältnissen entsprechend, noch vereinfacht hatte. Fleisch und Fisch gab es für uns nur wenig, Butter, Fett, Milch und Brot für jede die ihr und ihrem Kinde zur Verfügung stehende Menge. Auch Mütter, die besonders starke Eier waren, reichten damit und fühlten sich bald gekräftigt und wieder arbeitsfähig und arbeitsfreudig.

Eine Abnahme der Stillfähigkeit habe ich nicht beobachtet. Es stillten 100 Prozent nach wie vor, davon 75 Prozent ausschließlich 25 Prozent mit Zugabe von Fleischernahrung. Die Beobachtungszeit schwankt je nach dem Heimanfenthalt zwischen 3 Wochen bis zu 3 Monaten.

Die Gewichtszunahme der Mütter betrug durchschnittlich 4 bis 6 Pfund im ersten Monat und hielt sich auch bei weiterem Näheren auf gleicher Höhe, die Gewichtszunahme des Kindes war den der Friedensjahre gleich, 500—700 Gramm im Monat bei Brustkindern.

Es ist zu erwarten, daß das Ergebnis in Mittel- und Kleinstädten und besonders in Landbezirken noch günstiger ist als in der Großstadt und zu wünschen, daß junge Mütter sich vor allem der Verantwortung bewußt werden, die ihnen vom Staate zugewiesene Menge von Lebensmitteln ganz besonders auch in der Zeit, für sich allein zu verwenden und nicht Familienmitgliedern zuzuwenden.

Geschlecht und Berufswahl.

Von W. F. Nuttmann.*

Während des Krieges ist die Frau in einem nie für möglich gehaltenen Umfange in Berufe eingedrungen, die bisher als vorzugsweise männliche galten. Und aus diesen Berufen wird sie auch nach dem Kriege nicht so ohne weiteres und so bald zu verdrängen sein. Für die Berufswahl des Mannes einerseits und der Frau andererseits wird in viel größerem Maße als bisher nicht nur das Herkommen, sondern vor allem die physiologische und psychologische Eignung der verschiedenen Geschlechter ausschlaggebend werden müssen.

Die Unterschiede in der Begabungsanlage der beiden Geschlechter greifen auf Gebiete über, die für unser bisheriges Wissen zu haben schienen. Wenn beispielsweise Farbenblindheit bei Män-

nern sechsmal so oft gefunden wird wie bei Frauen, so kann hier zunächst kein Zusammenhang weder mit primären noch mit sekundären Geschlechtsmerkmalen gesehen werden. Dennoch ist es die Gesamtheit der sekundären Merkmale, welche sich in Körper und Geist des Menschen ausprägen, welche die Grundlage für die spezifische Begabung der Geschlechter bildet.

Eine Anzahl von Unterschieden der Geschlechter ist für die freie Arbeitswahl von Bedeutung. Aus den Statistiken der Hilfskassen ist ersichtlich, daß eine wesentlich geringere Zahl von Mädchen Hilfsfachbildung benötigt, als dies bei den Knaben der Fall ist. Dies kann darin begründet liegen, daß bei den Mädchen der Schwachsinn seltener ist, oder daß sie, trotzdem und obgleich eine höhere Fortentwicklung ausgeschlossen ist, ihre Fortkommen finden. Der Bögingsbestand in verschiedenen Fürsorgeanstalten weist in allen Jugendstufen die doppelte Anzahl Knaben gegenüber den Mädchen auf. Nach eingehenden Untersuchungen bleibt das sozial höherstehende Mädchen körperlich und geistig über dem sozial tieferstehenden gleichaltrigen Knaben. Als richtig darf angesehen werden, daß das Mädchen weniger Fürsorge benötigt, um im Durchschnitt sozial lebensfähig zu werden, als der Knabe. Hier ergeben sich für die künftige Forschung wichtige Fragen: Ist es eine besondere Begabung des weiblichen Geschlechts, die ihm die Erfüllung sozialer Pflichten leichter macht? Sind es viellecht, nur die kulturellen Faktoren, die einen uralten Zwang ausüben, aber dennoch auch mit dem Selbsterhaltungstrieb des Menschengeischlechts zusammenhängen?

Auch bei den einzelnen seelischen Erscheinungen und Funktionen zeigen die Geschlechter wesentliche Unterschiede. Die Sinnesleistung ist deutlich verschieden. Für die Praxis des Lebens erscheint besonders beachtenswert die feinere Hautempfindung der Frauen gegenüber den Männern. Die geringere Schmerzempfindlichkeit der Frau ist eine allgemeine Erfahrung. Saure und bittere Geschmäcke erkennt das weibliche Geschlecht besser als das männliche. Farben werden von der Frau rascher und genauer erkannt als vom Manne. Die Schärfe der Formuntercheidung ist beim Manne besser. Eine bereits unübersehbare Fülle von Geschlechtsunterschieden, denen allen eine größere oder geringere Bedeutung für die Arbeitswahl zuerkannt werden muß, ist durch zahlreiche Untersuchungen an Schulkindern für das höhere Seelenleben festgestellt. Der reine Vorstellungssinn scheint nicht sowohl durch das Geschlecht als vielmehr durch die Umwelt bedingt zu sein. Affigationen knüpfen das weibliche Geschlecht rascher als das männliche. Beim letzteren liegen sie in der Linie der Aktualität, womit viellecht die Disposition des Mannes bedingt ist, beim weiblichen mehr in der Linie der mehr zufälligen Berührung, womit sich die Unständlichkeit und Weitschweifigkeit des weiblichen Denkens erklären läßt. Es sei hier schließlich daran festgehalten, daß die Frau eine Summe von Eigenheiten besitzt, welche sich soziologisch besonders einordnen.

Hagebutten.

Die Pflanz, alle verfügbaren Rohstoffe für die Ernährung der Bevölkerung gebührend auszunutzen, weist uns auch auf die Heranzüchtung sämtlicher wildwachsender Pflanzen und Früchte hin. Schon haben wir im Laufe zweier Kriegsjahre manche von ihnen schätzen gelernt, deren Verwendung in der Küche uns bisher ferngelegen hatte. Aber noch immer sind auf diesem Gebiete neue Werte zu heben oder schon gehobene weiteren Kreisen bekannt zu machen. In den, wenigstens in Norddeutschland, nicht nach Gefahr geschätzten Früchten, die der Herbst beibringt, gehört die Hagebutte, welche sich in Ostpreußen und in Süddeutschland großer Beliebtheit erfreut. Ihre beträchtlichen Nährwerte und ihres Wohlgeschmacks halber sollte sie, die bei uns in recht bedeutenden Mengen wild wächst — als Frucht des Wildrosenstrauchs leuchtet sie uns im Oktober tausendfach aus Hecken und Büschen an Waldsäulern und Eisenbahndämmen entgegen — fleißig gesammelt werden, um sie zu Suppen, Saucen, Warmeladen, Kompott, Mus, Pasten, Likör, Wein und Tee zu verarbeiten. Der letztere, welcher einen angenehmen Vanillegeschmack aufweist und als Ersatz für chinesischen Tee dienen kann, wird durch zweifaches Kochen aus den getrockneten Kernen der Hagebutte gewonnen, die bei der Verwertung der Früchte entfernt und nach sorgfältiger Reinigung getrocknet aufbewahrt werden. Für die Zubereitung der Früchte in Zucker und Wasser, auch in Weinessig, finden sich die verschiedensten Kochvorschriften in unseren Kochbüchern. Auch als Warmeladen und Mus leiden sie in kurzer Zeit, die jeden wohlkammernden Brotaustrich besonders schön, gute Dienste, zumal man sie in Anbetracht der Zukerknappheit ohne diese Zutaten einlocken und sterilisieren, sodann erst zum Gebrauch mit Sirup oder Honig nachfüllen kann. Eine andere leichte Konservierungsmethode ist das Trocknen der reifen Hagebuttenfrüchte. Sie dürfen dazu nicht allzu reif, keineswegs weich sein. Dann kann man sie von Stielen, Rippen und Kernen entblößt auf Durden bei schwachem Feuer oder auch an der Sonne trocknen und so eine wertvolle Winterwärze für Suppen, Saucen und Kompotte gewinnen. Die Verwendung der Hagebutte in großen Mengen, z. B. in der Konservenindustrie, hat mit der Schwierigkeit zu rechnen, daß die vielen verschiedenen Rosenarten Früchte aufweisen, die an Gestalt und Zusammensetzung erheblich voneinander ab-

* Diese interessanten Ausführungen entnehmen wir der soeben erschienenen Schrift W. F. Nuttmanns: Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen (Sammlung Aus Natur und Geisteswelt Bd. 522, Verlag von W. G. Deubner, Leipzig und Berlin, Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25, in der der Verfasser die für Voraussage und Beratung bei Berufswahl und Berufswechsel und für das Fortkommen im Beruf wichtigen allgemeinen Fragen und Prüfungsmethoden sowie praktischen Gesichtspunkte behandelt.

weichen, zu verschiedenen Zeiten reifen und daher bei wahllosem Einammeln stets ein Gemisch von ungleichmäßiger Güte ergeben. Für diese Zwecke müßte also der Anbau bestimmter besonders geeigneter Straucher im großen gefördert werden, ein Unternehmen, das gewiß empfehlenswert wäre, um auch in späteren Friedenszeiten der Einfuhr fremdländischer Marmeladen und Obstkonerven entgegenzuwirken. Die Apfelfrose oder großfrüchtige Dagebutte, *Rosa villosa*, und die japanische Apfelfrose, *Rosa rugosa*, werden in dieser Hinsicht am meisten geschätzt. Da sie zugleich wunderhübsche Biersträucher sind, so sollte ihre Anpflanzung soviel wie möglich gefördert werden. Manches brachliegende Stück Land, zum Beispiel die neben den Schienengleisen der Eisenbahn sich hinziehenden endlosen Strecken könnten auf diese Weise verhöhet und zugleich in nutzbringender Weise verwertet werden.

Vermischtes.

Habsburgs Mauern. Rudolf von Habsburg hatte sich einst, wie die Chronik von Vixiau berichtet, eine neue Burg gebaut — aber ohne Wälle und Mauern. Als sie vollendet war, zeigte er sie seinem Bruder, dem Erzbischof von Strassburg. „Fürwahr, ein stolzer Bau,“ sprach dieser, „allein, wo sind Wälle und Mauern?“ — „Die baue ich in einer Nacht,“ antwortete der Kaiser. Als der Erzbischof am nächsten Morgen wiederkam, wies ihm der Kaiser seine Soldaten, die Schulter an Schulter, Schild an Schild rings um die Burg aufgestellt waren: „Das sind meine Mauern!“

Die Aker. Sie gehört mit zu den spätblühenden Blumen, und wenn schon fast alle anderen Blumen abgeblüht sind, leuchten ihre bunten Sterne noch aus den Gärten hervor. Es gibt ungefähr 200 Arten, von denen die meisten der nördlichen Erdhälften angehören. Bereits im alten Griechenland und in Rom waren diese Blumen bekannt. Die schönsten Arten aber stammen aus China und Japan und kamen erst spät nach Europa. Der erste, der sie nach Europa brachte, war der Jesuit d'Incarville. Er führte sie nach Frankreich ein, und von dort aus breitete sie sich ziemlich rasch nach den anderen europäischen Ländern aus. In China ist die Aker ein beliebtes und häufig angewandtes Muster auf den verschiedensten Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbestandes. Aus Seidenstoffen, aus Porzellan, aus Kunstgegenständen, überall findet man die Aker als Muster verwendet. Die Farbenmännigfaltigkeit der Aker ist ganz außerordentlich groß, denn wir zählen bei dieser Blume weit über 6000 Farbenverschiedenheiten.

Eierlag. Die Eierknappheit, die mit dem Nahen des Winters in Küche und Vorratskammer fühlbarer wird, hat erfindungsreiche Fabrikanten auf den Plan gerufen, sich in allerlei Ersatzmitteln zu versuchen. Dabei ist zu bedenken, daß das Hühnerei in seinen spezifischen, für die Ernährung in Betracht kommenden Eigenschaften und in seinem Geschmack künstlich nicht zu ersetzen ist. Wohl aber ist es möglich, diejenigen Eigenschaften des Eies, die es als Beigabe bei der Zubereitung der Speisen wertvoll machen, nämlich die Fähigkeit, zu binden, zu lockern, zu färben, durch gewisse Mischungen einigermaßen nachzuahmen. Wenn die Hausfrau eines der mannigfachen, im Handel angebotenen Ersatzmittel erproben will, so tut sie gut, das Ersatzmittel nicht nur darauf anzusehen, ob es in der Küche den gewünschten Zweck erfüllt, sondern auch darauf, ob es mit Rücksicht auf diesen Zweck nicht zu teuer ist. Aufgabe der Nahrungsmittelkontrolle und der Preisprüfungsstellen wird es sein, durch ihre Aufsicht dafür zu sorgen, daß die Ersatzmittel aus einwandfreien Rohstoffen hergestellt, von schädlichen oder unerwünschten Beimengungen frei sind und daß sich ihr Preis in angemessenen Grenzen hält.

Eine neue Futterpflanze. Der allenthalben auftretende Futtermangel lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Pflanze, die in der Gärtnerei zwar schon seit 1869 bekannt, in der Landwirtschaft aber noch kaum eingeführt ist, trotzdem sie ganz gewaltige Erträge von Grünfutter liefert und weder durch Hitze noch durch Kälte, weder durch Nässe noch durch Trockenheit leidet, auch an den Boden keinerlei Ansprüche stellt. Da nun neuere, in Frankreich unternommene Versuche ergeben haben, daß diese Pflanze vom Vieh gern gefressen wird, so dürfte sich ihr Anbau auch bei uns sehr empfehlen. Es handelt sich um *Polynonum sachalinense*. Diese Pflanze wurde von den Russen von Maximowicz auf der Insel Sachalin im Ochotskischen Meere zwischen Japan und Sibirien entdeckt und nach dem Petersburger botanischen Garten eingeführt. Von hier aus kam sie in den Moskauer botanischen Garten, wo sie der französische Gärtner E. André 1869 sah und wegen ihres hohen dekorativen Wertes nach Frankreich brachte. Seitdem hat sie auch in Gärten anderer Länder Eingang gefunden. Die Pflanze erreicht eine Höhe von reichlich 3 Metern. Die saftigen Blätter sind ovalförmig, etwa 30 Zentimeter lang, 20 Zentimeter breit und vollständig unbehaart. Die Blätter erscheinen sehr reichlich und liefern ein gutes Bienenfutter. Die Pflanze ist ausdauernd, braucht also nur einmal gepflanzt zu werden, um auf Jahrzehnte dauernden Ertrag zu liefern. Sie verzweigt sich unterirdisch in ganz ungewöhnlich starkem Maße, so daß eine Fläche in kurzer Zeit dicht mit den Schößlingen bedeckt ist. Die Triebe erscheinen zeitig im Frühjahr und wachsen innerhalb weniger Tage über einen Meter hoch. Nach den in Frankreich an-

gestellten Versuchen werden sie zum ersten Male geschnitten, wenn sie 1 bis 1½ Meter hoch sind. Im Laufe des Sommers schneidet man die Pflanze drei- bis viermal. Der Ertrag soll im Jahre 20 bis 40 Kilogramm vom Quadratmeter, oder 2000 bis 4000 Doppelzentner vom Hektar sein. Die Verzehmung findet durch Ausläufer statt, die am besten im August und September, in südlichen Gegenden auch noch im Oktober oder im ersten Frühjahr in einer Entfernung von 1 Meter gelogt werden. Die Pflanze ist nicht mit dem *Polynonum cuspidatum* zu verwechseln, das in den vierziger Jahren auf Liebig's Betreiben vielfach angebaut wurde.

Bildertisch.

Amerika. Von C. A. Bratter. (Ullstein & Co., Berlin, — „Männer und Völker“.) Wie unglaublich schlecht wir über Amerika unterrichtet waren, mußten wir zu unserer großen Ueberraschung erfahren, als wir beim Ausbruch des Krieges sahen, wie ungerecht, äbelwollend, ja schroff feindselig uns Regierung und öffentliche Meinung in Amerika entgegentraten. Diese Enttäuschung hätte sich vermeiden lassen, wenn unsere Amerika-Literatur nicht in dem Maße irreführend gewesen wäre, als sie es tatsächlich war. Bratters geschickt aufgebautes, flüssig und interessant geschriebenes Buch wird vielen die Augen öffnen. Wir erfahren von der Entstehung und den Grundlagen der Verfassung, von den politischen Parteien, ihren Programmen, ihren Gegensätzen und Kämpfen, von den Wahlen, mit denen das amerikanische Volk überreich versehen ist, dem lärmenden Schlingensiefeln der Konventsverhandlungen, der enormen Macht und skrupellosen Willkür der Wahlmänner, der „Vögel“, ihren zweifelhaften Kniffen, Schiebungen, Bestechungen, der ungeheuerlichen Korruption, die die vermeintliche Parteiorganisation zur Folge hat. Wir hören von den Reformen, die angestrebt werden, um die Schäden zu beseitigen, und lernen die bedeutenderen Staatsmänner und Diplomaten kennen, die Amerika trotz der Enge und Begrenztheit seines politischen Lebens hervorgebracht hat. Den Beschluß bildet ein lehrreiches Kapitel, das die vielberühmte Monroe-Doktrin erörtert, nach ihrer Bedeutung und der geschichtlichen Entwicklung ihrer Auslegung, bis zu dem imperialistischen Pan-amerikanismus Wilsons mit seiner Bedrohung der lateinischen Republiken Mittel- und Südamerikas.

Der Kunstfreund. Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde. H. D. Trostsch, Berlin-Schöneberg. 4. Jahrgang. Heft 1. — Aus dem Inhalt: W. Sartorius; Walter Leistikow. Heinz Amelung; Deutsche Kathedralen. Edith Branca; Der kategorische Imperativ. Reja Behmer; Die Vatiz-Kunst. Dora Handblatt-Norden; Architektur und Musik nach dem Kriege.

Nr. 41 der „Weltliteratur“. München 2. Herbergraben 24, enthält: Joh. Peter Hebel, Erzählungen aus dem Schatzkästlein, mit alten Bildern.

Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das erste Oktoberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Julius Rodenberg; Aus Tagebüchern II; Gustav Jakob; Mystifikation und Komödie; Hans Friedeburger; Neues von Ricarda Huch; Rudolf Furst; Frauen-Romane. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

Die Tafel „Aufklärung zur Pilzernte“ von Dr. F. W. Winter (Verlag Werner & Winter G. m. b. H., Frankfurt a. M.), gibt eine Uebersicht mit den typischen Formen aller in acht Gruppen eingeteilten 1300 Pilzarten und ermöglicht es dem Laien durch die scharf charakterisierende Heraushebung der ungenießbaren und giftigen Pilze die etwa 200 genießbaren Pilzarten ohne weiteres zu erkennen, so daß eine restlose Ausnutzung der Pilzernte der Felder, Wälder und Wiesen gewährleistet wird, welcher Umstand gegenwärtig für die Volksernährung von hoher Bedeutung ist. Die Tafel zeigt weiter den gefährlichsten aller Pilze, den Knollenblätterpilz, dessen Genuß tödlich wirkt, in einwandfreien, farbigen, vergrößerten Abbildungen in seinen verschiedenen, biologisch variablen Wachstums- und Altersformen, welche nach Bodenbeschaffenheit, Klima und Standort sehr verschieden sind, von der gewöhnlichsten weit verbreitetsten Gestalt an, bis zur vollkommenen Champignonähnlichkeit, und sich überall in Deutschland verbreitet vorfindet. Erläutert werden diese Abbildungen durch eine für jedermann verständliche, einwandfreie Beschreibung.

Ergänzungsrätsel.

E. h. e. u. . i. . ä. t. . ch. O. . u.
 S. f. e. . . ch. a. . n. . g. u. t. . d. b. u. t.;
 R. n. . s. w. d. r. S. a. m. . . ch. au. r. f. n. e.,
 E. . . h. v. r. o. r. n. e. . . h. v. . ch. i. d. n.!

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Silbernrätsels in voriger Nummer:
Wapiti — Ardenholz — Göttingen — Niobe — Esend —
 Ridesheimer;
 Wagner, Rieuzi.